
Dies Academicus der Theologischen Hochschule Chur

28. Oktober 2019

Z W I S C H E N V E R K Ü N D I G U N G U N D S P R A C H L O S I G K E I T :

K I R C H E U N D K O M M U N I K A T I O N

Beobachtungen, Erfahrungen und Erlebnisse von

Mariano Tschuor, Journalist, Laax/Mariastein

Anrede – Prof. Christian Cebulj – frank und frei – Freimut (Parresia) – Aus dem Leben erzählen – Vorhang auf

In Mariastein erlebe ich – kommunikativ – fast jeden Tag eine Überraschung. Als ich vor einem Jahr die Stelle an dem Wallfahrtsort in der Nordwestschweiz antrat, dachte ich mir: Komme, was kommen mag, in einem Bereich bist du sattelfest: in der Kommunikation. Aber eben, der Mensch denkt und Gott lenkt. In Mariastein lenken auch die Muttergottes, der Herr Abt, die Herren Mönche und die Frau Betriebsleiterin. Strategien und Konzepte sind das eine, die Realität des Alltags das andere. Mönche – ja wahrscheinlich Kleriker – sind wahre Meister der Semantik. Jedes Wort wird auf den Altar gelegt, geprüft, zelebriert. Sie sind auch Meister des Masslosen. Was die Kommunikation betrifft. Tauglich ist nur jene Kommunikation, die bei den Urahnen beginnt, alle Entwicklungen miteinschliesst und bei einer Schlussfolgerung landet, die das Prinzip des «Sowohl-als-auch» miteinschliesst. Alles ist – wie das Leitmotiv des Projektes Mariastein 2025 lautet – ein «Aufbruch ins Weite». Das schliesst die Providentia Divina mit ein, die in der Kirche ja auch noch ein Wörtchen mitzureden hat.

Damit, meine Damen und Herren, sind wir bei meiner ersten Überlegung.

Kirche ist Kommunikation

Kirche kommt ohne Kommunikation nicht aus.

Kirche ist Kommunikation, theologisch und empirisch.

Von Gott zu seinem Volk. Und zurück: Vom Volk zu seinem Gott.

Ohne Kommunikation gäbe es zum Beispiel keine Bibel.

Bibel ist Schrifttum, «Niederschlag» von herrlicher und gequälter Kommunikation, in der Generationen miteinander «reden», in der Gott mit Menschen redet, und Menschen mit Gott, zweifelnd, fragend, bittend, fordernd, hadernnd, lobend, dankend.

Auch in der Liturgie kommt dieser dialogische Ansatz zum Ausdruck.

Kirche im Dienste der Verkündigung und als Dienst an den Menschen ist Austausch, Vermittlung und Information.

Papst Paul VI. schreibt 1964 in seiner Antrittsenzyklika «Eclesiam suam» («Seine Kirche»):

«Die Kirche muss zu einem Dialog mit der Welt kommen, in der sie nun einmal lebt. Die Kirche macht sich selbst zum Wort, zur Botschaft, zum Dialog»¹.

Kommunikation kann gelingen, sie kann auch schiefgehen.

Sie misslingt, wenn das eiserne Prinzip in der Kommunikation nicht bedacht wird: Der Empfänger macht die Botschaft. Zwischen Senden und Verstehen kann es unterschiedliche Wahrnehmungen geben.

Es gibt wohl keinen besseren Ort als Chur, um Chancen und Herausforderungen kirchlicher Kommunikation zu erörtern. Wie oft wurde gerade hier in unmittelbarer Nähe zu dieser Hochschule die offene Kirchentür von Bischöfen und ihren Zuflüsterern zugeschlagen; anderorts, von Priestern und Laien, umso weiter geöffnet. Denn, was oft vergessen wird:

Kommunikation baut auf Vertrauen

Würdenträger – und andere – reagieren mitunter gereizt, wenn die grossen, publikumswirksamen Themen unserer Zeit nicht nach ihrer Fassung diskutiert werden: Zölibat, Sexualmoral, Frauen in der Kirche. Ganz zu schweigen vom Missbrauch.

Viele Amtsträger gingen – und gehen immer noch – von einer vertikalen Kommunikation aus, von einer Top-Down-Logik, und glaubten, so die Dinge zu regeln und aus der Welt zu schaffen. Das ist entweder naiv – oder arrogant.

Missbrauch in all seinen Formen ist ein Skandal und ein Verbrechen. Eine «*nicht hinnehmbare Todsünde*»², wie Kardinal Kasper sagte.

Wie viel öffentlicher Druck war nötig, um in diesem dunkelsten Kapitel der jüngeren Geschichte der katholischen Kirche so etwas wie Transparenz herzustellen?

¹ «Eclesiam suam» («Seine Kirche»), Enzyklika von Papst Paul VI., 1964

² Süddeutsche Zeitung, «Nun will der Vatikan durchgreifen», 6. März 2010

Ohne die Recherchen, Berichte und ohne den Druck der Medien hätten die kirchlichen Stellen das getan, was sie schon immer gut konnten: vernebeln und vertuschen. Gewiss, für kein Unternehmen ist es angenehm, an den Pranger gestellt zu werden. Ganz schlimm, wenn die Verfehlung hausgemacht ist. Erst recht für die Kirche, die den Anspruch erhebt, in Moral und Sitte Vorbild, ja Lehrmeisterin zu sein. Da bricht alles weg, besonders Vertrauen und Glaubwürdigkeit.

Vielfalt oder Wirrwar?

Wie selten zuvor entfremden sich immer mehr Menschen von der Kirche. Säkularisierung, Pluralisierung und Individualisierung sind zentrale Merkmale eines tiefgreifenden Kulturwandels. Das gilt insbesondere für Europa.

Wie selten zuvor erleben wir eine Zersplitterung der Kirche in viele Parallel- und Partikularkirchen, die besonders im rechten Lager der Traditionalisten blühen. Auch das ist Ihnen hier in Chur bestens bekannt. Ja, so bekannt, dass man sich durchaus die grundsätzliche Frage stellen darf, ob die Diözese Chur während der Amtszeit von Bischof Huonder eine schismatische Kirche war. Diese Frage wirft zumindest ein Communiqué von Bischof Huonder und dem Generaloberen der Piusbruderschaft, Don Davide Pagliarini auf. Es datiert vom 20. Mai 2019; darin heisst es:

«Entsprechend seinem schon länger geäusserten Wunsch zieht sich Bischof Huonder in ein Haus der Priesterbruderschaft St. Pius X. zurück. Absicht und Zweck dieses Schrittes bestehen allein darin, sich dem Gebet und dem Schweigen zu widmen, ausschliesslich die traditionelle Messe zu feiern und für die Tradition zu wirken, worin er das einzige Mittel zur Erneuerung der Kirche erkennt»³.

Ich frage mich: Was ist mit den Eucharistiefeiern während seiner Amtszeit, die er in der forma ordinaria des römischen Ritus zelebriert hat? Haben diese zu keiner Erneuerung und zu keinem Heil geführt?

Wie selten zuvor erleben wir widersprüchliche Aussagen von Amtsträgern zu zentralen Fragen und Themen der Kirche, wie etwa jüngst zur Amazonas-Synode. Kaum waren die Entwürfe der Synode auf dem Tisch und lange bevor sie begann, äusserten sich Kardinäle,

³ <https://zeitzkofen.fssp.ch/de/content/47943>

Bischöfe und Weihbischöfe besorgt, stellten Abweichungen vom Lehramt fest und warnten vor einer pastoralen Lösung für das Amazonas-Gebiet, die weitreichende, angeblich schlimme Folgen für die Gesamtkirche haben könnte. Gestern ging diese Synode zu Ende. Das Schlussdokument liegt vor und erreichte in allen Punkten eine deutliche Mehrheit der Synodalen. Papst Franziskus sprach am Freitagnachmittag und gestern in der Predigt sehr deutlich über den Weg, den die Kirche in dieser Zeit zu gehen hat. Die Kommunikation zu dieser Synode, die Onlinedienste, die Videos, die Pressebriefings, die Zugänglichkeit zu den schriftlichen Unterlagen erachte ich als ein sehr gelungenes Beispiel von kirchlicher Medienarbeit.

Oder blicken wir nach Deutschland: Die Vollversammlung der Bischofskonferenz sprach sich für den synodalen Weg als Prozess zur Erneuerung der Kirche aus. Schon in der Vorphase auf Stufe Verfahrensfragen griff Rom ein. War Denunziation oder Sorge um das Seelenheil im Spiel? Jedenfalls kam dicke Post aus Rom in Deutschland an: mit Ermahnungen von den Dikasterien, in Einheit mit dem Lehramt der Weltkirche und unter Berücksichtigung des Kirchenrechts vorzugehen. Ganz aussergewöhnlich: Auch der Papst schrieb einen ausführlichen Brief «An das pilgernde Volk Gottes in Deutschland»⁴, und zwar original in deutscher Sprache, was in der Kirchengeschichte bis jetzt nur einmal vorkam, nämlich die Enzyklika «Mit brennender Sorge»⁵ von Pius XI. aus dem Jahre 1936. Der aktuelle Schriftverkehr löste eine ganze Kette von Reaktionen und Interpretationen aus. Kardinal Marx, der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, versuchte die Wogen zu glätten: «*Es gibt kein Stoppschild aus Rom*»⁶, liess er sich zitieren. Da in der Schweizer Bischofskonferenz ein ähnliches Projekt zur Erneuerung der Kirche geplant ist, sind die Ereignisse in Deutschland auch für uns von erheblicher Bedeutung.

Verschörungstheoretiker mit oder ohne Pileolus prognostizieren munter den Untergang der Mutter Kirche, ihrer Kirche, und finden unter ihresgleichen kräftigen Zuspruch, der subito in den sozialen Medien breit gestreut wird.

Wie selten zuvor erleben wir in dieser Vielfalt von Meinungen, Äusserungen und Richtungen mehr Desorientierung und Ratlosigkeit. Und wir vermissen Einordnung und Hilfe für eine eigene, persönliche und reife Denkarbeit.

⁴ Papst Franziskus, «An das pilgernde Volk in Deutschland», Brief, 29. Juni 2019, Vatikanstadt, Rom

⁵ «Mit brennender Sorge», Enzyklika von Papst Pius XI., 1936

⁶ www.katholis.ch «Es gibt kein Stoppschild aus Rom», 23. September 2019, Fulda

Anspruchsvolle Zeiten

Wahrlich, das sind anspruchsvolle Zeiten, gerade für die Wissenschaft, gerade für Sie, sehr geehrte Damen und Herren Theologinnen und Theologen. Obliegt es doch Ihnen, mit nüchternem Blick und beruflicher Disziplin – durchaus aber bitte auch populär und empathisch – die Dinge auf den Prüfstand der Wissenschaft zu stellen, auf Herz und Nieren zu prüfen, Ross und Reiter zu nennen, ideologischen Unsinn zu entlarven, Nachvollziehbares und «Verrünftiges» zu deuten und einzuordnen. Und dabei nicht den Entzug der Lehrerlaubnis zu riskieren.

Aber nicht nur für Sie ist diese Zeit anspruchsvoll. Auch für die in der Kommunikation tätigen Menschen, insbesondere für Journalistinnen und Journalisten. Ihnen kommt die Aufgabe zu, verständliche Brücken zwischen einer für viele Menschen undurchschaubaren, ja fremden Kirchenwelt und einer an Aufklärung interessierten Öffentlichkeit herzustellen.

Gelingt diese Arbeit?

Können Journalistinnen und Journalisten diesem Anspruch gerecht werden? In einer vollkommen neu aufgestellten Medienlandschaft, die nicht nur einen Struktur-, sondern ebenso einen Kulturwandel erlebt? Dieser Wandel umfasst alle Bereiche: die Produktion und Distribution von Inhalten, den technologischen Wandel, das Nutzerverhalten, die Verfügbarkeit von sicheren und falschen Quellen, die Herausforderungen durch neue Bezahlmuster, schnelles Tempo und eine disruptive Dynamik, provoziert durch die sozialen Medien, die zu fatalen Auswirkungen auf den Tagesjournalismus führen.

Es ist mir wichtig, Ihnen jetzt aus meiner Kindheit und Jugendzeit zu erzählen. Ich möchte Ihnen sagen, wie ich katholisch sozialisiert wurde – oder anders formuliert: woher ich meinen Glauben habe.

Meine Kinder- und Jugendzeit geprägt von der Eindeutigkeit

Auf die Frage einer Bekannten, wie sie denn ihre Söhne erzogen habe, antwortete meine Mutter: «*katholisch!*».

Die Antwort kam wie aus einer Pistole geschossen, direkt und spontan, ohne mit der Wimper zu zucken, ohne einen Augenblick des Nachdenkens. Wir haben uns damals über diese Antwort amüsiert, konnten nicht begreifen, was in ihr steckte.

Unsere Mutter umschrieb damit ihre Vorstellung von Erziehung, die «katholisch» zu sein hatte und zwar im Sinne des tradierten Katechismus und der sittlichen und moralischen Vorgaben der katholischen Kirche. Oder, etwas liebevoller formuliert: Es war wichtig, fromm zu sein und das Herz am rechten Fleck zu haben.

Das war ihre Ethik.

Das war die Welt unserer Eltern: Ein Milieukatholizismus, stark geprägt von der Angst vor einem strafenden Gott, von der sozialen Kontrolle durch die anderen und nicht zuletzt von der Allgegenwart des Dorfpfarrers, der in Kirche, Schule und Gemeinde eine Autorität war, gottseidank eine kluge Person. Wie konnten Eltern in diesem Binnenkatholizismus frei atmen? Wie konnten sie all diesen Ansprüchen und Erwartungen gerecht werden? Solche, die tatsächlich an sie gestellt wurden, aber auch jene, die sie selber konstruierten? Wie viel Kraft wurde in die Pflege des Ansehens investiert? Was wurde nicht alles unternommen, um den guten Ruf zu bewahren, oft in Nebensächlichkeiten. Es war wie ein Wettrennen um das, was schicklich zu sein hatte.

Zu diesem «katholisch sein» gehörte aber auch das Leben im und mit dem Kirchenjahr, das eine unglaubliche Fülle an Farben und Abwechslung mit sich brachte. Ein Genuss für alle Sinne, mal abgesehen von den harmlosen Kasteiungen in der Fastenzeit, die man, katholisch geübt, umschiffen konnte. Dieses Kirchenjahr bildete mit seinen Ritualen, Festen und Feierlichkeiten sozusagen die Dramaturgie meiner Kindheit.

Der Rahmen war also abgesteckt. Darin bewegten sich die Generation meiner Eltern und wir – solange in ihrer Obhut – mit ihnen. Es war eine Welt der Eindeutigkeit.

Alles war eindeutig. Selbst der Glaube. Er erschien in diesem Konzept als Akt des Gehorsams. Die soziale Situation im Dorf war ebenso klar wie jene in Kirche und Schule. Was gesagt wurde, wurde angenommen; was befohlen, getan. Das schaffte Ordnung und klare Verhältnisse.

Diejenigen, die sich ausserhalb dieses Rahmens bewegten, mussten mit der sozialen Ausgrenzung fertig werden. Entweder gingen sie dabei zu Grunde – oder sie lebten wie

Paradiesvögel und zogen durch ihre freie Lebensart die heimliche Bewunderung von all jenen an, die nur allzu gern aus ihrem Gefängnis ausgebrochen wären.

Die Sonntagspredigt

Eindeutig waren auch die medialen Erzeugnisse, die gelesen und gehört wurden.

Erste Quelle war die Sonntagspredigt des Pfarrers. Gewieft und erprobt verstand er, Schriftauslegung und Dorfpolitik elegant zu verknüpfen, so dass jede und jeder hellhörig hinhörte und genau wusste, was und wen er gemeint hatte. Der Kommunikationsweg bei einer Predigt ist eine Einbahnstrasse, Nachfragen und Widerspruch gab es nicht. Also galt das, was Hochwürden sagte, als beschlossene Sache. Zum Beispiel in Fragen der Stellung des Religionsunterrichts in der Schule, der Freigabe von Tanzveranstaltungen am Samstagabend, der Genehmigung zur Feldarbeit am Sonntag oder der indirekten Wahlempfehlung für gewichtige Ämter in Behörden und Politik.

Welche anderen Quellen als die Sonntagspredigt des Pfarrers gab es in den 60er-Jahren?

Welche Zeitungen wurden gelesen? Welche Radiosendungen gehört? Ich beginne mit einem kurzen historischen Abriss über das Presseapostolat.

Das Presseapostolat

In meiner Heimat, der Surselva, gab es die «Gasetta Romontscha»⁷, den «Pelegrin»⁸ und das «Bündner Tagblatt»⁹. Allesamt katholisch, konservativ, der CVP (damals Kath. Konservative Partei) nahe stehend. Ein Einheitsbrei? Nein, es gab Nuancen, durchaus. Aber die Richtung war eindeutig, die Grenzen klar gezogen. Mitglieder des Klerus schrieben die Leitartikel zu den hohen Feiertagen und vor bedeutenden Volksabstimmungen.

Presse also ganz im Sinne des katholischen Presseapostolats, so wie es im 19. Jahrhundert von den Päpsten vorgegeben wurde: Ein auf Abschottung geprägtes Klima gegenüber der Moderne, wie dies im «Syllabus Errorum»¹⁰ («Verzeichnis der Irrtümer») von 1864 zur Geltung kommt. Papst Pius IX. (1846–1878) verurteilt darin den Zeitgeist – im Artikel 79 auch die Religions- und Pressefreiheit¹¹. Es war ein Gesinnungsjournalismus, der während der Zeit des Kulturkampfs in der Schweiz stattfand. Später richtete sich das Presseapostolat nach den

⁷ 1857 von Placi Condrau gegründet, 1993 von der Bündner Zeitung übernommen, ab 1997 Tageszeitung La Quotidiana

⁸ 1990 von P. Maurus Carrot in der Stampa Romontscha gegründet, bis 1969

⁹ 1853 gegründet, seit 1996 in die Südschweiz Medien AG integriert

¹⁰ «Syllabus errorum» («Verzeichnis der Irrtümer») eine Liste von 80 Thesen, die von Papst Pius IX. als falsch verurteilt wurden, 1864

¹¹ Florian Bock, «Katholizismus und Medien in der Moderne, eine historische Betrachtung, in Kirche und Gesellschaft», Herausgegeben von der Katholischen Sozialwissenschaftlichen Zentralstelle, J.P. Bachem Medien, Köln, 2015

Massstäben der katholischen Soziallehre aus, insbesondere nach der Enzyklika «Rerum novarum»¹² von Papst Leo XIII. aus dem Jahre 1891.

Ganze Ordensgemeinschaften, Institute und Kongregationen widmeten sich beherzt dieser Aufgabe: Die Pallottiner, die Salesianer, die Kanisius-Schwester in Fribourg, aber auch die Jesuiten, teilweise die Bettelorden (wie etwa die Dominikaner, oder eindrücklich die Kapuziner mit ihrem Engagement in den sogenannten «Volksmissionen»), die ich noch unter dem Titel «Missiun populara» in Rueun erlebt habe). Oder die monastischen Orden, wie etwa die Benediktinerinnen und Benediktiner, bei uns ausgeprägt P. Maurus Carnot (1865-1935) aus dem Kloster Disentis, der unerträglich in Zeitungen, Zeitschriften, Büchern und Reden das Ideal einer katholisch-konservativen Welt mit klarer Zuordnung der Aufgaben in der Familie, in den Ständen und Ämtern propagierte. In ihm sah die Bevölkerung «il bien pader Maurus», den guten Pater Maurus. Sein Einfluss war enorm – und das über Generationen hinweg.

Auch der Klerus unterstützte dieses Konzept der belehrenden, ermahnenden und erbauenden Presse: Ein Domherr Carli Fry (1897-1956) zum Beispiel, der von seinem Hochsitz Acladira ob Trun 1947 mit scharfer Feder gegen die Einführung der AHV polterte. Nicht zu vergessen Bischof Christianus Caminada (1876-1962) mit seinen Publikationen über Land und Leute: Selbst ein erbitterter Parteien- und Pressekrieg wurde auf konfessionellem Hintergrund ausgetragen: Besonders scharfzüngig war Domherr Benedikt Simeon (1897-1977), der vor mehr als 70 Jahren unter dem Pseudonym «Justinus» in der Auseinandersetzung um den «Politischen Katholizismus» vehement die katholische Position verteidigte¹³.

Gewichtige Verlage standen ganz im Dienste dieses Apostolats: wie Kanisius, Walter, Benziger und St. Augustin.

Die Gründung des Piusvereins 1857

1857 – wir sind im langen Pontifikat von Pio Nono – gründen Schweizer Katholiken den Piusverein. Zielsetzung: Bewahrung des Glaubens, Förderung der christlichen Liebeswerke, Pflege der katholischen Wissenschaft und Kultur. Im Umfeld dieses Piusvereins gehen im Zeitraum von 1857 bis 1917 verschiedene Organisationen hervor, so 1917 der Schweizerische Katholische Presseverein.

¹² «Rerum Novarum», («Der Geist der Neuerung»), Enzyklika von Papst Leo XIII., 1891

¹³ Albert Gasser, «Bündner Kulturkampf, Vor 40 Jahren – Parteien- und Pressekrieg auf konfessionellem Hintergrund», Terra Grischuna Buchverlag, Chur, 1987

Ich zitiere:

«*Wir brauchen eine Presse mit katholischer Gloriestimmung, mit katholischer Credokraft, mit katholischem Sanktusernst*», schrieb der Präsident des Schweizerischen katholischen Pressevereins, der Obwaldner Regierungs- und Ständerat Walter Amstalden (1883-1966), 1940 in seinem Jahresbericht.

Gemäss Joseph Ambühl, Bischof von Basel von 1925 bis 1936, war die Aufgabe des Presseapostolats: «*Zeugnis für Christus abzulegen, durch Belehrung und Verteidigung die Feinde der Wahrheit zu beschämen, Unwissende aufzuklären und Zogende und Schwankende zu stützen*»¹⁴.

Der öffentliche Diskurs war weniger zimperlich als heute, die ethischen Grenzen waren weiter gezogen: «*Man teilte kräftig aus, und im Extremfall endeten Pressefehden vor Gericht oder auf dem Duellplatz*», um den Medienprofessor Roger Blum zu zitieren¹⁵.

«**Volksblatt im Haus, treibt Unglauben aus**»¹⁶

Die katholische Surselva meiner Jugendzeit funktionierte in der Regel nach diesen Vorgaben. Wehe, wenn eine nicht-katholische Zeitung in einem Haushalt gelesen wurde.

Wer in unserem Dorf den «Freier Rätier» oder «Die neue Bündner Zeitung» las, wurde beschimpft. «*Quei ei in Luther*» (Das ist ein Luther), sagten die ledigen Tanten im Oberdorf im Brustton der totalen Verachtung. Als ich 1978 begann, regelmässig für die «Bündner Zeitung» zu schreiben, ermahnte mich der damalige Chefredaktor der «Gassetta Romontscha» eindringlich, mich von diesen Leuten fernzuhalten. Wie der Lauf der Geschichte es so wollte, kaufte just der Verleger dieser «Bündner Zeitung» später die «Gassetta Romontscha» auf, samt Chefredaktor.

Wir erlebten zu Beginn der 70er-Jahre die letzten Züge eines Kulturkampfs, der 1973 mit der Volksabstimmung über die ersatzlose Streichung der Ausnahmeartikel in der

¹⁴ Katholische Medienarbeit: Rückblick und Ausblick, 1917 – 2017 Schweizerischer Katholischer Presseverein, Festschrift, Freiburg, 2017

¹⁵ Blum, Roger (1992): «Schweizer Medien im Lauf der Geschichte: Ein Bannwald der Demokratie?», in: Haller, Michael/ Holzhey, Helmut (Hrsg.): Medien-Ethik. Beschreibungen, Analysen, Konzepte. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 87-96.

¹⁶ Werbeprosch für eine katholische Zeitung

Bundesverfassung, das Jesuitenverbot und der Klosterartikel, auch institutionell als beendet betrachtet werden kann.

Alle Versuche, die katholische Presse zu reformieren und thematisch zu öffnen, misslang. Es war zu spät.

Der «Pelegrin» ging unter, wie die «Gassetta Romontscha» und das alte «Bündner Tagblatt» auch.

Zeitungen und Zeitschriften lassen sich nicht mit Scheuklappen vor der Wirklichkeit herstellen noch weniger mit der Obsession, die Welt vor welchen Gefahren auch immer retten zu müssen.

Umbruch und Aufbruch

Diese auf Autorität und Abhängigkeit ausgerichtete Konzeption lag in ihren letzten Zuckungen. In der Luft lag der starke Wille nach Umbruch und Neugestaltung der Gesellschaft¹⁷. Und der Kirche.

Eben, 1965, war das Zweite Vatikanische Konzil zu Ende gegangen.

Als kleiner Knirps rezitierte ich noch das Confitheor lateinisch auf den Altarstufen «ad orientem», jetzt ministrierte ich als Jugendlicher dem Priester an einem Tisch zum Volke hin und in meiner Muttersprache.

Den gesellschaftlichen Umbruch habe ich direkt nur aus einer gewissen Distanz erlebt. Ich war zu jung und ich hatte andere Interessen. Zudem lagen die Orte meiner Jugendzeit in der Surselva nicht an den Brennpunkten der Geschehnisse. Und trotzdem bekamen wir gewisse Spannungen mit. Wie etwa an der Klosterschule in Disentis.

Ort der Bildung: Disentis

An dieser Schule kam 1972 mit der Aufnahme der Mädchen das pädagogische Konzept durcheinander. Vordergründig wurde der Schein bewahrt: Es galt den Alltag mit seinen klaren Strukturen durchzuziehen und Nacht werden zu lassen. Hintergründig löste sich für viele Mönche, die an der Schule wirkten, eine Idylle auf: Die reine Männergesellschaft war aufgebrochen, die heile Welt einer katholischen Milieuschule, wo der Nachwuchs für das

¹⁷ Peter Neuner, «Turbulenter Aufbruch, Die 60er Jahre zwischen Konzil und konservativer Wende», Herder, 2019

Kloster und eine gewisse Kaderelite für das Land rekrutiert werden konnte, begann langsam in sich zusammenzubrechen. Das Begehren nach Mitbestimmung, nach Aufklärung zu den Umwälzungen in der Welt und in der Kirche, ganz besonders zur Sexualität, zur eigenen Identität und Emotionalität, stieß schnell an Grenzen.

Auf diese Überforderung antwortete ein Teil der Lehrerschaft mit Zynismus und Elitarismus, der andere mit einem gewissen Verständnis, ja väterlicher Zuneigung, aber auch mit Hilflosigkeit. Es gab Anzeichen, die Jugend und ihre Moden zu ertragen, wie etwa die langen Haare oder die Rockmusik. Eine echte, reflektierte Auseinandersetzung mit den Zeitthemen gab es kaum. Dafür aber wurde der Zugang zu einer humanistischen Bildung ermöglicht.

In Disentis begann ich für «Gasetta Romontscha» zu schreiben. Das war der Anfang meiner journalistischen Tätigkeit. Dabei habe ich in den letzten vierzig Jahren viele Themen beackert, gern und leidenschaftlich immer wieder auch solche über Gesellschaft, Glaube und Kirche. Diese Kirche steckte zu jener Zeit in einem dynamischen, hoffnungsvollen Prozess der Erneuerung, vorgegeben durch die Beschlüsse des Zweiten Vatikanischen Konzils.

Das Zweite Vatikanische Konzil und die Medien

Dieses Konzil war ein Medienereignis. Allabendlich berichteten Radio- und Fernsehstationen in ihren Hauptprogrammen ausführlich über die Geschehnisse in Rom. Am nächsten Tag zog die Presse, ob kirchlich oder säkular, nach. «Aggiornamento» wurde zu einem Begriff für ein neues Kirchenbild, das in den Medien breiten Anklang fand und zu einer öffentlichen Diskussion anregte. Ein für viele Katholikinnen und Katholiken noch fremder Vorgang, lag doch die Deutungshoheit über kirchliche und theologische Themen in der Regel beim Klerus und bei der kirchlich beauftragten Professorenschaft.

Was sagt das Konzil, was sagt die Kirche über das Verhältnis zu den Medien?

Die Kirche torkelt hin und her: Ihre Aussagen zum Verhältnis zu den Medien sind widersprüchlich. Einerseits will sie sich von der Abschottungsdoktrin aus dem 19. Jahrhundert lösen, andererseits hat sie kein Vertrauen in die Moderne und in die Errungenschaften der Technik.

Das Konzilsdekret «Inter Mirifica»¹⁸ («Unter den erstaunlichen Erfindungen der Technik») von 1963 lässt die alten Vorbehalte gegenüber einer freien und unabhängigen verstandenen Presse deutlich zu erkennen¹⁹. Kurzum: «Inter Mirifica» gehört nicht zu den bedeutendsten Aussagen des Konzils. Es gibt andere Verlautbarungen des Konzils, die im Kontext von Meinungsbildung und Meinungsfreiheit bedeutender sind – und somit auch das Verhältnis der Kirche zu den Medien betreffen, wie zum Beispiel die Nr. 44 der pastoralen Konstitution «Gaudium et spes»²⁰ («Freude und Hoffnung»): «*Es ist jedoch Aufgabe des ganzen Gottesvolkes, vor allem auch der Seelsorger und Theologen, unter dem Beistand des Heiligen Geistes auf die verschiedenen Sprachen unserer Zeit zu hören, sie zu unterscheiden, zu deuten und im Licht des Gotteswortes zu beurteilen, damit die geoffenbarte Wahrheit immer tiefer erfasst, besser verstanden und passender verkündet werden kann*».

Die 1971 veröffentlichte Pastoralinstruktion «Communio et Progressio»²¹ über die Instrumente der sozialen Kommunikation («Gemeinschaft und Fortschritt») trägt im Untertitel den Zusatz: «veröffentlicht im Auftrag des Zweiten Vatikanischen Ökumenischen Konzils» und weist somit auf das allgemeine Konzilsprogramm des «aggiornamento» hin.

Der Mediensonntag

1967 führte Paul VI. den «Tag der sozialen Kommunikationsmittel» als Welttag der Massenmedien ein. Mit Blick auf diesen Tag veröffentlicht der jeweilige Papst zum Fest des heiligen Franz von Sales – des Patrons der Journalisten (24. Januar) – eine Botschaft, die die Christliche Soziallehre bezüglich der Ethik der Massenmedien erläutert.

1992 erscheint die Pastoralinstruktion «Aetatis Novae»²² («Mit Anbruch eines neuen Zeitalters»). Darin wird ein von Widersprüchen geprägtes Bild der Kirche zu den Medien gezeichnet: Medien manipulieren, Kommunikation ist auf Wahrheitsvermittlung und auf Verkündigung zu begrenzen²³.

¹⁸ «Inter Mirifica», Konzilsdekret über die sozialen Kommunikationsmittel, 1963

¹⁹ Wolfgang Beck, «Die katholische Kirche und die Medien, Einblick in ein spannungsreiches Verhältnis», Echter Verlag, Würzburg, 2018

²⁰ «Gaudium et Spes», Pastoralkonstitution «Über die Kirche in der Welt von heute», 1965, Rom

²¹ «Communio et Progressio», Pastoralinstruktion «Über die Instrumente der sozialen Kommunikation», veröffentlicht im Auftrag des II. Vatikanischen Ökumenischen Konzils, Päpstliche Kommission für die Instrumente der sozialen Kommunikation, 1971

²² «Aetatis Novae», Pastoralinstruktion zur sozialen Kommunikation zwanzig Jahre nach Communio et Progressio, Päpstlicher Rat für die sozialen Kommunikationsmittel, 1992

²³ Wolfgang Beck, «Die katholische Kirche und die Medien, Einblick in ein spannungsreiches Verhältnis», Echter Verlag, Würzburg, 2018

Wie sehen die Schweizer Bischöfe ihr Verhältnis zu den Medien?

Entscheidende Impulse für eine Neuausrichtung der kirchlichen Kommunikation lieferte bereits die Synode 72, jene grosse Veranstaltung der Katholikinnen und Katholiken, die dynamisch und durchaus selbstbewusst die Beschlüsse des Konzils auf hiesige Verhältnisse von umsetzte. Der letzte Themenbereich auf gesamtschweizerischer Ebene war der «Information und Meinungsbildung in Kirche und Öffentlichkeit» gewidmet. Dazu erarbeiteten die Kommissionen in allen Diözesen Berichte und Empfehlungen aus. Sie sind – mutatis mutandis – taurfrisch.

Bündelung der Kräfte

1999 publizierte die Schweizer Bischofskonferenz einen «Pastoralplan für Kommunikation und Medien der Katholischen Kirche der Schweiz»²⁴ als eine «*Handreichung, auf die sich alle jene, die in der katholischen Kirche in der Schweiz eine Verantwortung inne haben, künftig in der Ausübung ihres besonderen kirchlichen Dienstes stützen können*».

Spiritus Rector des Pastoralplans war Weihbischof Peter Henrici, zuständig für das Medienreferat innerhalb der Bischofskonferenz. Sein ganzheitliches Kommunikationsverständnis erläutert er ausführlich in seinem Beitrag «Kirche als Kommunikation»²⁵. Ihm war das gute Verhältnis zwischen Kirche und Medien wichtig, dafür setzte er sich erfolgreich ein. 2006 beauftragt er Reinhold Jacobi vom katholischen Institut für Medieninformation in Bonn, die Informationsflüsse der katholischen Kirche in der Schweiz zu untersuchen und Vorschläge zur Verbesserung zu machen. Dieser Jacobi-Bericht²⁶ und jener von Jean-Paul Rüttimann über die spezifischen Verhältnisse in der französischen beziehungsweise italienischen Schweiz²⁷ veranlasste die Bischofskonferenz 2008 zu einer Erklärung über die Bedeutung der kirchlichen Medienarbeit²⁸.

Darauf gestützt beschlossen die Schweizer Bischofskonferenz, das Hilfswerk Fastenopfer und die Römisch-Katholische Zentralkonferenz der Schweiz, die kirchliche Medienarbeit zu reorganisieren und die Kräfte in drei sprachregionalen Medienzentren zu bündeln. Im Januar 2015 wurden in Lugano, Lausanne und Zürich die drei Medienzentren der katholischen

²⁴ «Pastoralplan für die Kommunikation und Medien in der Katholischen Kirche in der Schweiz», Pastoraltschreiben der Schweizer Bischofskonferenz, Herausgegeben vom Sekretariat der Schweizer Bischofskonferenz, Freiburg, Oktober 1999

²⁵ Peter Henrici, «Erlebte Kirche», Edition NZZ bei TVZ, Zürich, 2018

²⁶ «Informationsflüsse der katholischen Kirche in der Schweiz. Befund, Analysen, Optionen. Untersuchung im Auftrag der Schweizer Bischofskonferenz 2006/2007», Reinhold Jacobi (Bonn), Februar 2007

²⁷ Jean-Paul Rüttimann, «Rapport sur les flux d'informations de l'église catholique en Suisse romande», Mai 2008; Jean-Paul Rüttimann, «Rapport sur les flux d'informations dans l'église de la Suisse italienne», Octobre 2008

²⁸ Vgl. <http://www.kommunikation-medien.bischoefe.ch/grundlagen-dokumente/erklarung-stk>.

Kirche in der Schweiz eröffnet, die insbesondere im Internet ihr publizistisches Angebot verbreiten und eine beachtenswerte Arbeit leisten.

Erlauben Sie mir bitte einen Einschub aus meiner Berufsbiografie. Ein Ereignis, das Spuren hinterliess. Und hier als Beispiel unter vielen als Veranschaulichung einer kirchlichen Kommunikation dienen soll.

Eine Begegnung mit Folgen

1987 Wallfahrt ich – zusammen mit vielen anderen Pilgerinnen und Pilgern aus der Schweiz – nach Lourdes. Dabei lernte ich einen Mann kennen, der mich beruflich noch beschäftigten und in die Annalen des Bistums Chur eingehen würde: den jungen, schneidigen und adretten Bistumskanzler Wolfgang Haas.

Schlüsselerlebnis: Ein neuer Bischof für Chur, 1988

Am 22. Mai 1988 ereignet sich in Chur ein Drama, das als «Der Fall Haas» in die Kirchen- und Mediengeschichte eingehen wird. Ich war an diesem Frühlingstag in der Kathedrale dabei, als ein sichtlich angeschlagener Bischof Johannes Vonderach (1916-1994) mit zitternder Stimme vom Ambo aus den Leuten zurief «*Noch brennen die Lichter im Bistum Chur*», während draussen auf dem Hofplatz die Menschen am Boden liegend den Hymnus «*Veni Creator spiritus*» sangen und die Festbesucher zwangen, über sie hinweg zu steigen, um in die Kathedrale zu gelangen. Ein Bild, das um die Welt ging!

Der Weinekandidat Wolfgang Haas, der in einer Nacht- und Nebelaktion von Papst Johannes Paul II. zum Koadjutor ernannt wurde, zog nicht feierlich durch den Mittelgang, sondern aus der Sakristei kommend in den Altarraum. Er kam sozusagen von der Seitentür zu seinem Bischofsamt. Eine Metapher, die blieb und sich einprägte!

Ich arbeitete als Redaktor bei «Radio Rumantsch», ein Jahr später als Inlandkorrespondent für das Schweizer Fernsehen in Graubünden. Wir führten eine Agenda mit Topthemen, die kontinuierlich zu überprüfen und zu bearbeiten waren. Haas stand ganz oben auf der Liste, gefolgt von Wasserkraft, Tourismus, Bauwirtschaft und Wetter. Von der Zentrale in Zürich verging kaum ein Tag ohne die Nachfrage: «*Gibt es was Neues zum Fall Haas?*».

Es gab News in Hülle und Fülle, verging doch kaum ein Tag ohne eine politische, juristische oder kirchliche Intervention. Am 22. Mai 1990 gab Johannes Vonderach aus

gesundheitlichen Gründen sein Bistumsamt ab und zog sich verbittert in seine Urner Heimat zurück, Koadjutor Haas übernahm den bischöflichen Thron. Sogleich jagte eine Nachricht die andere. Dem bisherigen Generalvikar von Zürich, Gebhard Matt, verweigerte Bischof Haas die Bestätigung in seinem Amt; Bischofsvikar Christoph Casetti musste auf insistiertes Nachfragen des Moderators am Fernsehen bekannt geben, dass er neuer Generalvikar in Zürich werde. Am 23. Oktober 1990 wurde bekannt, dass der Bischof dem gewählten Rektor dieser Hochschule, Albert Gasser, das «nihil obstat» verweigert. Diese und viele andere Personalentscheidungen lösten einen Sturm der Empörung aus²⁹.

Übrigens: Es ist den Verantwortlichen dieser Hochschule hoch anzurechnen, dass sie in diesen letzten 30 Jahren Freiräume für die akademische Theologie erkämpften und so dieser Hochschule Profil und Charakter gaben.

Pannen und Peinlichkeiten

Das war der Tiefpunkt einer bischöflichen Kommunikation, die von Beginn an versagte, da sie – «sub secreto pontificio» – immer nur das bestätigte, was schon bekannt war. Diese Salamtaktik des Vertuschens und der Intransparenz zog eine immense Kritik nach sich. An Pannen und Peinlichkeiten wurde nichts ausgelassen. Die bischöfliche Kanzlei nahm Anrufe der Medien schon gar nicht mehr entgegen. Haas war nicht ein Medienopfer, wie oft behauptet, sondern Opfer eines hausgemachten Dilettantismus. Landauf, landab war der Churer Bischof die weitverbreitetste Witzfigur an den Fasnachten, wofür er mit seinen Vorlieben für Pomp und Gloria durchaus auch geeignet war. Das Bischofsamt generell war der Lächerlichkeit preisgegeben. Auf meine Frage während eines Interviews, wie er mit Kritik und Blossstellungen umgehe, antwortete der Bischof: «*Auch Jesus musste leiden. Ich leide mit ihm*».

Das Interview führte ich übrigens am Tag seiner Besitznahme des bischöflichen Stuhls, also am 22. Mai 1990, abends um 20.00 Uhr. Das einstündige Gespräch wurde live in deutscher Sprache auf «Radio Rumantsch» ausgestrahlt. Es ging um Persönliches: Der Bischof lüftete etwa das Geheimnis über sein Lieblingsessen, Ossobuco und Polenta. Zugleich gab er bereits sehr deutlich die Linien seines Amtsverständnisses und seiner theologischen Positionen bekannt. Das Transkript des Gespräches ist in einer rätoromanischen Übersetzung in der Periodika «Ischi» publiziert worden – zusammen mit einer theologischen Kommentierung

²⁹ Urs Jecker, «Risse im Altar, Der Fall Haas oder Woran die katholische Kirche krankt», Weltwoche, Zürich, 1993

von Ursicin G.G. Derungs. Vielleicht eine für Historikerinnen und Historiker spannende Quelle, um den Beginn des krisengeschüttelten Episkopats unter Wolfgang Haas zu rekonstruieren³⁰.

Wer nimmt das Hirtenamt wahr?

Die Spaltung und Zerrissenheit im Bistum Chur und die damit ausgelöste Spannung in der Schweizer Bischofskonferenz konnten nie richtig überwunden werden, bis auf den heutigen Tag nicht. Haas' Generalvikar und späterer Bischofs-Nachfolger Vitus Huonder hat wenig dazu beigetragen, die Risse zu kitten. Im Gegenteil: Als Bischof verstummte er meistens, stattdessen schickte er seinen Mediensprecher vor. Ich fragte mich bereits am 2. März 2015 öffentlich in einem Gastkommentar im «Bündner Tagblatt»³¹, wozu es eine Bischofswelwe brauche, wenn ein Laie das Hirtenamt wahrnehme?

Kurz zurück noch zu einem Detail in der Causa Haas.

Bedeutende Personalakte

Erzbischof Karl-Joseph Rauber, ein Freund der Kirche in der Schweiz, war in dieser für das Bistum Chur entscheidenden Phase Nuntius in der Schweiz von 1993 bis 1997. Bereits vorher, 1991, versuchte er in der Causa Haas zu vermitteln.

2015 besuchte ich den nun zum Kardinal kreierten Diplomaten an seinem Alterssitz in der Nähe von Tübingen. Ich kannte ihn persönlich von seiner Zeit als Nuntius in Bern. Natürlich sprachen wir – «sub secreto pontificio» – eingehend über den «Fall Haas». Er bestätigte mir, was vermutet wurde: Die Personalie Haas lag nicht in den Händen von Minutanten, Assessoren, Sekretären oder Substituten, sondern weiter oben. Neben dem Präfekten der Kongregation für die Bischöfe, Kardinal Gantin, hätte auch der Präfekt der Glaubenskongregation, Kardinal Ratzinger, seine Finger im Spiel gehabt. Rom hätte Bischof Haas niemals abberufen können, weil damit eine ganze Lawine losgetreten worden wäre mit der Konsequenz, dass noch viele weitere Bischöfe, die unter dem Pontifikat von Johannes Paul II. ernannt worden waren, ihren Sitz hätten räumen müssen. Die Personalpolitik Johannes Paul II. zielte darauf, die Ortskirche rom-gefügiger zu machen und die Beschlüsse des Zweiten Vatikanum nach der Auslegung des polnischen Papstes zu verwirklichen³². Haas

³⁰ «Ischi», annada 75, nr. 2, 1990, redacziun: Gieri Venzin

³¹ «Hut Ab, Giuseppe Gracia» – Gastkommentar von Mariano Tschuor über die Kommunikation des Bistums, Bündner Tagblatt, 2. März 2015

³² Heiner Boberski, «Die Divisionäre des Papstes, Bischofsfermenungen unter Johannes Paul II.», Otto Müller Verlag, Salzburg, 1992

war ein bereitwilliges Mittel für Rom, um die Kirche in der Schweiz wieder auf Kurs zu bringen.

Persönliche Zerrissenheit

Rückblickend stelle ich heute fest: Es war meine schwierigste Zeit als Medienschaffender. Ich spürte eine Diskrepanz in mir, einen Antagonismus zwischen meiner Aufgabe als Journalist und meinem Glauben. Als gläubiger und praktizierender Katholik war es mir nicht gleich, mit welchem Spott, ja zum Teil mit welcher Verachtung Kolleginnen und Kollegen über die Kirche und ihren Amtsträgern und Institutionen herzogen. Gleichzeitig war es meine Pflicht zu sagen, was Sache ist. Selbst bei schwierigen, ja abstrusen Aufträgen, die von der Zentralredaktion in Zürich an den Bündner Korrespondenten erteilt wurden.

Personenschutz für den Bischof

Ein Beispiel. Bischof Haas entzog sich mehr und mehr der Öffentlichkeit und liess sich nur noch über seinen Medienbeauftragten oder andere Getreue verlautbaren. Wir waren auf neue Fernsehbilder angewiesen und auf ein Statement von ihm persönlich. Also lauerten wir ihm buchstäblich auf. Eine gute Gelegenheit dafür boten die Firmungen. Es gab fast keine Pfarreien mehr, die ihn als Firmungsspendender willkommen heissen wollten. Auch nicht jene von Bonaduz und Rhäzüns. Doch der Pfarrer – einer seiner Getreuen – setzte sich über den Entscheid der Kirchengemeinde hinweg. So kam es an einem regnerischen Tag zu einer Firmung von gerade 12 Firmlingen; die anderen mehr als 60 firmte der Abt von Disentis einige Monate später. Wir gingen nach Bonaduz und drehten auf öffentlichem Grund. Es nahte die Geistlichkeit für den Einzug in die Kirche, eskortiert von Männern in der Art eines Personenschutzes. «*Exzellenz, auf ein Wort*», rief ich dem Bischof freundlich zu. Er lächelte, spendete den Segen und zog weiter. Nicht aber einer der Männer. Er bugsierte mich auf die Seite und drohte mir mit Schlägen, wenn ich nicht sofort aufhöre, den Bischof zu belästigen. So geladen war die Stimmung damals. Die Anhängerschaft von Bischof Haas heizte mächtig ein, die Gegenseite nicht weniger.

Was ich Ihnen hier anekdotisch erzähle, stimmt mich traurig. Es ist die pure Tragik einer in sich gespaltenen Kirche. Es verdeutlicht auch die eigene Lage zwischen Hammer und Amboss, die Zerrissenheit eines loyalen Katholiken, dem ernstgemeinte Kommunikation verweigert wurde.

Aufmerksamkeit bei Skandalen

Hier stellt sich nun die Frage, wie die Kirche ihre heilsbringende Botschaft, ja Jesus Christus selber, ins Zentrum der Aufmerksamkeit stellen kann und weniger die innerkirchlichen Konflikte und die hausgemachten Spannungen.

Es kann doch nicht sein, dass die Kirche das Interesse der Medien nur dann weckt, wenn sie Skandale produziert, um eine Chefredaktorin einer Radiostation zu zitieren, die dem jetzigen Medienbischof der SBK, Alain de Raemy, ins Gesicht sagte, die Kirche sei gesellschaftlich irrelevant, es sei denn, sie liefere Skandale.

Die Frage nach medialer Aufmerksamkeit im Sinne der Frohen Botschaft treibt viele Seelsorgerinnen und Seelsorger um, die ihren Dienst jeden Tag vor Ort erfüllen und nicht selten in die missliche Lage geraten, die Grosswetterlage der Kirche erklären zu müssen. Sie beschäftigt auch die personell recht gut aufgestellten Kommunikationsbereiche in der Pastoral- und Landeskirche der Schweiz.

Wer kommuniziert? Und warum?

Trotz der Bündelung der Kräfte kommunizieren und informieren heute weiterhin eine Vielzahl von Stellen: Die «Schweizerische Kirchenzeitung» im deutschsprachigen Raum; das Magazin «Echo» in der französischen Schweiz; in der italienischen Schweiz war es bis zum Konkurs 2018 der bischofseigene «Giornale del Popolo»; in der rätoromanischen Schweiz gibt die «Quotidiana» kirchenpolitischen, theologischen und religiösen Themen breiten Raum; auf Ebene der Pfarreien die Pfarrblätter, die eine hohe Reichweite erzielen; die Blätter der verschiedenen Ordensgemeinschaften; «Christ und Welt», ein Projekt des Schweizerischen Katholischen Pressevereins; und natürlich die Radio- und Fernsehstationen, gerade jene aus dem Bereich des Service public der SRG SSR, die mit den Landeskirchen verschiedene Kooperationsarten eingegangen sind, aber auch die Privaten. Hinzu kommen die Kommunikationsbereiche der Diözesen, auf kantonaler Ebene die Landeskirchen, auf nationaler die Römisch-katholische Zentralkonferenz und die Medienstelle der Schweizer Bischofskonferenz.

Das alles ist gut, richtig und auch wichtig.

Die Pflege der Partikularismen

Alle diese Stellen produzieren Meldungen, Hinweise, Empfehlungen, Kommentare und Jahresberichte. Sie stehen im Dienste ihrer Auftraggeber, die Interessen und Besitz zu

verteidigen haben. Für den Normalnutzer von Informationen ist es heute kaum mehr möglich zu unterscheiden, welche Medienstelle für welches Gremium der katholischen Kirche sich verlautbaren lässt und welche Kommission in wessen Namen eine Stellungnahme abgibt. Das erachte ich als eine gravierende Schwachstelle in unserer kirchlichen Kommunikation. Das Argument der Vielfalt und der Meinungsppluralität kann ich dabei durchaus gelten lassen. Die katholische Kirche in der Schweiz mit ihrem anspruchsvollen dualen System ist nun mal eine wilde Herde. Sie ist aber nicht hirtenlos unterwegs, nicht ohne einen Hirten, nicht ohne eine Botschaft, nicht ohne ein Evangelium. Nicht selten fehlt mir der Bezug zu einer übergeordneten, verbindenden und verbindlichen Botschaft. Wir pflegen und verteidigen viele Partikularismen, hierarchische, strukturelle und inhaltliche, gewichten sie höher als das Gemeinsame und Verbindende.

Konkret auf die Arbeit bezogen: Ich fände es sinnvoller, wenn unter einem Dach pro Landessprache die kirchliche Pluralität abgebildet würde, als dass verschiedene Stellen vor sich hin arbeiten. Das würde aber bedingen, dass die Bischöfe in Basel, Chur, Fribourg, St. Gallen, Sitten und Lugano und die Äbte der Territorialabteilungen Einsiedeln und St. Maurice sich auf eine Linie verständigen – zusammen mit ihren Partnerinnen und Partnern des dualen Systems.

Wer beherrscht die Medienarena?

Eine zweite Tendenz: Mediengewandte Personen, die – nicht selten mit einem übergrossen Ego – zugespitzt, profiliert, provokativ die Medienarena beherrschen, machen Kirche öffentlich sichtbar. Ihre Namen stehen ganz vorne in der Adresskartei der Medienschaffenden, da sie ein sicherer Wert sind. In der Regel sind es Menschen, die provozieren und polarisieren und einen Hang zur Besserwissererei haben. Die Wahrheit gehört ihnen. Für die Medien ist diese Konstellation schon mal die halbe Miete. Ihr Verlangen nach kontroverser Dramaturgie und Unterhaltung wird gestillt, das Tableau kann besetzt werden: Neben den Protagonisten gibt es genügend andere Personen, die sich mit der Rolle der Komparsen und Statisten zufriedengeben. Hauptsache ist die mediale Präsenz, denn ohne diese gibt es keine Wahrnehmung in der breiten Öffentlichkeit. Beispiele für diese Logik gibt es aus früheren und jetzigen Zeiten, auch und gerade hier in Chur. Aber nicht nur hier.

Die Nähe zum Populismus

Und wir beobachten ein weiteres Phänomen, das Anlass zur Sorge gibt: Die Nähe von kirchlich Beauftragten, von Amts- und Würdenträgern, zum politischen Populismus,

insbesondere zum rechten Flügel. Laien und geweihte Personen bewegen sich rasch auf glitschigem Terrain, wenn sie sich in Stil und Form der Populisten zu Themen wie Migration, Islamisierung des Abendlandes, Sexualität, und auffallend gern und fast schon besessen zur Homosexualität, äussern. Das Schema ist immer das Gleiche: Skandalisierung, Personalisierung, Simplifizierung, Boulevardisierung. Am Ende der Kette steht der Sündenbock: Heute die Flüchtlinge, die Fremden und die Anderen oder in theologischen Kreisen gerne auch die «gottlose und sittenlose Gesellschaft». Viele Internet-Plattformen, auch solche, die sich fromm und papstreu nennen, veröffentlichten unkuratiert jeden Mist.

Nähe und Distanz zu den Medien

Die Kirche betreibt und finanziert mit Kirchensteuern selber Medien und setzt sie für ihre Dienste ein. Was kann die Kirche von diesen kirchlichen Medienschaffenden erwarten? Etwa Hofberichterstattung? Nein, das eben gerade sicher nicht, dafür aber handwerkliche Professionalität, ausgewiesenes Fachwissen, Empathie für die zu bearbeitenden Themen und kluge Loyalität. Loyalität zu ihrem Berufsethos und zu ihrem Auftraggeber.

Die Kirche ist aber auch entscheidend auf die Zusammenarbeit mit den säkularen Medien angewiesen. Welche Erwartungen kann die Kirche an diese Medien hegen? Keine, gar keine. Medien sind unabhängig. Sie dienen niemandem, nicht einmal der guten Sache. Dieses Verständnis ist ausschlaggebend für das Verhältnis zu den Medien, für Nähe und Distanz zu ihnen.

Medienalltag

Medien haben ihre Grundmuster und funktionieren danach. Insbesondere der tagesaktuelle Journalismus. In den Nachrichtenredaktionen sitzen nicht selten junge Journalistinnen und Journalisten, Praktikantinnen und Praktikanten. Kirchliche Themen sind ihnen – in der Regel – fremd.

Ein neuer Bischof, ein apostolischer Administrator, ein emeritierter Bischof in einem Knaben-Internat, eine weitere Bischofssynode in Rom, ein Kardinal im Gefängnis, ein neues Papstschreiben über die Bewahrung der Schöpfung, ein weiterer Konflikt zwischen Chur und Zürich: Komplexe Themen, die in einem zweiminütigen Radiobeitrag oder in 2000 Zeichen für die Zeitung darzustellen sind. Schnell wird jemand gesucht, der in einem knackigen Zitat sagt, ob der apostolische Administrator konservativ oder progressiv sei, ein anderer O-Ton-Lieferant behauptet das Gegenteil. So etwas nennt man dann journalistische

Ausgewogenheit.

Im Internet wird nach Positionen zu lehramtlichen Aussagen, zum Zölibat, Frauenordination und zu seinem Verhältnis zum dualen Kirchensystem in der Schweiz gegoogelt. Wikipedia liefert die biografischen Angaben. Schon steht der Beitrag, begleitet von einem Kommentar mit dem Titel «Es kommt gut im Bistum Chur», der mit dem Satz schliesst: «*Bürcher wird Chur gut tun. Davon sind auch die Zürcher Katholiken überzeugt*»³³.
O sancta sanctissima Simplicitas.
Das ist – karikiert – die Realität.

Eine Medienschelte nützt nichts, sie wäre auch unangebracht. Auch die Klage über fehlendes Wissen und fehlende Empathie bringt uns nicht weiter. Sich den Medien entziehen oder sich ihnen zu verweigern ist – mit Verlaub – dumm.
Nein, wir müssen unsere Hausaufgaben selber machen.
Gelingt uns das?

Erfolgsfaktoren

Lassen Sie mich bitte die Medienkommission der SBK zitieren. Wir haben 2017 in einem intensiven Arbeitsprozess die kritischen Erfolgsfaktoren für eine gelungene Kommunikation erarbeitet. Es sind sieben Punkte:

1. Eine kohärente Haltung, die glaubwürdig und nachvollziehbar ist
2. Eine anschlussfähige und gewinnende Sprache und Symbolik
3. Angemessene Berücksichtigung der Vielfalt der kulturellen und spirituellen Prägungen und Erwartungen der Träger und Trägerinnen und der Adressaten kirchlicher Kommunikation
4. Eine deutlich vernehmbare Lautstärke
5. Ereignisse, an denen die Kommunikation festgemacht werden kann (Ereignisse und Veranstaltungen, die «Geschichten» erzählen und medial umsetzbar sind)
6. Professionalität im Umgang mit Fragen und Instrumenten der Kommunikation
7. Persönlichkeiten, die Kommunikation glaubwürdig gestalten können, damit Kirche als Kraft wahrgenommen wird, die für den christlichen Glauben, für Menschenwürde, Gerechtigkeit und Frieden, für Glaubensfreiheit und das Materielle übersteigende

³³ Pierina Hasler, Tageskommentar «Es kommt gut im Bistum», Südostschweiz, 21. Mai 2019

eintritt³⁴.

Diese sieben Punkte sind umzusetzen. Dafür braucht es Menschen und Ressourcen, die vorhanden sind. Entscheidend ist der Wille zur Zusammenarbeit auf Augenhöhe in den kirchlichen Gremien und in den Diözesen. Dafür braucht es in erster Linie die Entscheidungskraft der Bischöfe. Sie müssen Kommunikation wollen: nicht nur in ihren Bistümern, sondern flächendeckend in der ganzen Schweiz. Eine vernetzte und digitalisierte Welt kennt keine medialen Grenzen. Die Themen von Chur sind auch jene von St. Gallen, Lugano und Freiburg.

Die staatskirchenrechtlichen Organe in den Kantonen und die Römisch-katholische Zentralkonferenz sollen dabei ihre spezifische institutionelle Rolle wahrnehmen und nicht etwa Bischöfe spielen oder sein wollen. Auch nicht, wenn auf nationaler Ebene die Präsenz einer wahrnehmbaren Bischofskonferenz nur bedingt festzustellen ist. Aus guten Gründen sind wir klug beraten, dieses Vakuum nicht mit Pseudolösungen struktureller Art füllen zu wollen.

Potenzial der Medienarbeit für die katholische Kirche in der Schweiz

Neulich fragte mich ein älterer Ordensoberer, ob er denn nun auch – wie die Jungen – einen Facebook-Account einrichten müsse. Doch bei den Jungen ist Facebook längst out. Das, was wir heute als neue Medien bezeichnen, sind morgen vielleicht schon die alten. Das digitale Universum entwickelt sich schnell, immer raffinierter, leider auch perfider, ja, fast ohne Ende, wie es scheint.

Wie soll sich die katholische Kirche in der Schweiz angesichts dieser rasanten Dynamik im Netz verhalten? Sie ist ein zu kleiner Player, um hier immer, ständig und überall Schritt zu halten. Sie ist unterschiedlich aufgestellt, arbeitet und agiert in den Sprachräumen divers und hat ein einmaliges System – das duale. Aus dieser Vielfalt heraus ein Potenzial der neuen Medien für die katholische Kirche in der Schweiz auszumachen, ist schwierig. Das Potenzial ist eher eine Chance, die klug genutzt werden kann in der Verbreitung von Inhalten zum Glauben, zur Kirche und zur Gesellschaft.

Ob analog, digital, multi-, cross- oder gar transmedial: Wichtig ist die Geschichte, die Aufarbeitung und Herstellung von relevanten Inhalten, die über das tagesaktuelle Geschäft

³⁴ «Leitbild und Agenda der Kommission für Kommunikation und Öffentlichkeitsarbeit der SBK 2017-2020», Freiburg, 2017

hinausgehen sollten. Was hindert uns daran, gemeinsam ein kirchliches Magazin einmal pro Woche herauszugeben: Bischofskonferenz, Landeskirchen, Ordensgemeinschaften und die theologischen Hochschulen? Ein anspruchsvolles Produkt erscheint mir sinnvoller als der Blätterwald, der selten herausragende Geschichten noch eine publizistische Strahlkraft hat. Weniger ist manchmal mehr. Es wäre gut, wenn sich die unterschiedlichen Akteure im dualen System auf ein publizistisches Flaggship pro Landessprache verständigen würden. Wer nur so vor sich hin wurschtelt, ist oft bereits irrelevant geworden – ohne dass er es merkt. Nischenprodukte ohne Reichweite mögen das eigene Ego befriedigen – mehr aber nicht.

Erneuerung der Kirche – ein ausgezeichnetes Übungsfeld

Mit dem von den Schweizer Bischöfen eben angekündigten Weg der «Erneuerung der Kirche» steht uns ein Projekt bevor, das uns mächtig fordert und herausfordert. Es wird zu heftigen theologischen und religionspolitischen Debatten kommen, die kommunikativ zu deuten und zu erklären sind. Ein exzellentes Übungsfeld, um den Beweis zu erbringen, dass uns diese Arbeit gelingen kann. Sie dürfen sich ruhig angesprochen fühlen. Journalistinnen und Journalisten brauchen Experten wie Sie, um den Prozess und die Ergebnisse einzuordnen.

«*Katholisch sein heisst...in Querverbindungen stehen*»³⁵, zitiere ich Joseph Ratzinger aus dem Jahre 1970. In diesem Netz von Querverbindungen realisiert sich die Kirche, die Orts- und die Universalkirche.

Für mich aktuell: Die Kirche und das Kloster von Mariastein. Dort übe ich fleissig, worauf es bei einer gelungenen Kommunikation immer wieder ankommt: Auf's genaue Hin- und Zuhören.

Schön, dass Sie mir zugehört haben. Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.

27.10.2019

³⁵ Joseph Ratzinger, «Das neue Volks Gottes», Düsseldorf 1970, 215